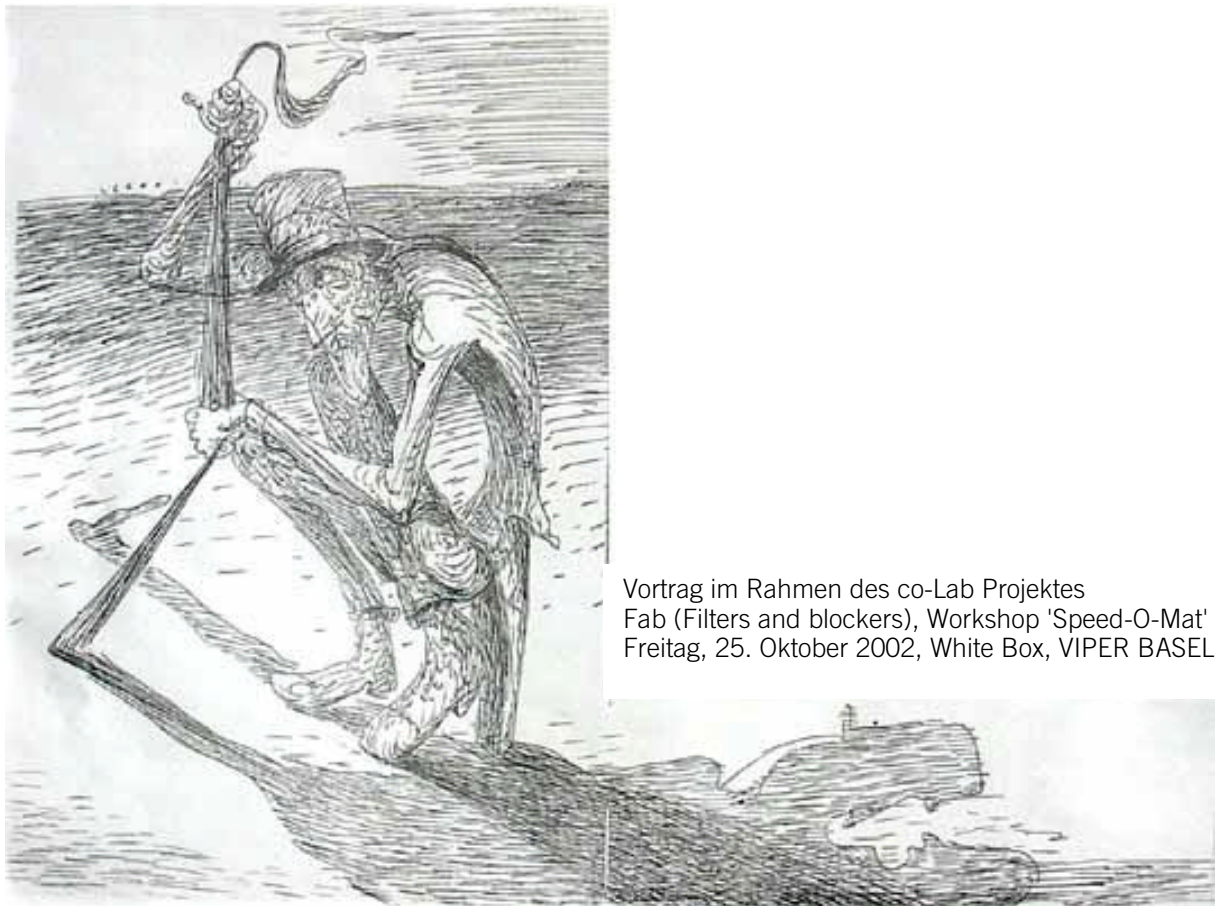


'Am sausenden Webstuhl der Zeit'

Manfred E. A. Schmutzer, TU Wien
Institut für Technik und Gesellschaft



Vortrag im Rahmen des co-Lab Projektes
Fab (Filters and blockers), Workshop 'Speed-O-Mat'
Freitag, 25. Oktober 2002, White Box, VIPER BASEL

AM SAUSENDEN WEBSTUHL DER ZEIT

*Manfred E. A. Schmutzer
TU Wien*

„Le temps perdu“. Wir haben die Zeit verloren. Allgegenwärtig tönen die Klagen, dass wir keine Zeit haben. Taktlos irren seit langem Menschen durch den Raum, die Hände am Ohr um dem Handy die Hand zu reichen, den Blick in die Weite gerichtet, um die Ferne besser zu sehen.

Irgendwann sind wir aus der Zeit gefallen, ohne genau zu wissen, wann, wo und warum. Doch mit der verlorenen Zeit verloren sich zugleich andere Dinge von Wert, Sinn und Sinnlichkeit und den Modus, der Orientierung schenkt.

Was ist geschehen, was hat sich begeben? Haben wir uns vergleichbar unüberlegt verhalten, wie Schlehmil, der seinen Schatten verloren hat? Ist die Zeit nun endgültig verloren? Werden wir sie wiederfinden, brauchen wir sie überhaupt?

(1) WAS IST ZEIT?

Wovon sprechen wir eigentlich, wenn wir von „Zeit“ sprechen?

Stammt die Mitteilung, die dieses Wortzeichen vermittelt, womöglich nur aus dem Kontext anderer Zeichen in deren Umkreis es Verwendung findet?

Genau genommen stellen wir mit dieser Infragestellung die Frage, ob es Zeit überhaupt gibt?

Manche mögen nun auf ihre Armbanduhr blicken und heimlich denken, was wohl sonst? Uhr und Kalender, der Lauf der Gestirne und der Jahreszeiten machen es mehr als deutlich, dass Zeit existiert, da sie ja doch vergeht. Doch gerade Jahreszeiten und Kalender machen deutlich, dass da nichts verstreicht, sondern ewig wiederkehrt, nur Formen wechseln ohne selbst zu vergehen oder zu verschwinden.

"Wenn ihr mich fragt, was Zeit ist, so weiß ich es nicht, wenn ihr mich nicht fragt, weiß ich es." (Augustinus, Confessiones).
--

Ob es Zeit gibt, weiß ich so wenig wie Augustinus. Ich vermute allerdings, dass Zeit in der Natur keine Existenz hat, sondern ein Anthropomorphismus, oder besser ein Soziomorphismus ist, das heißt eine Übertragung oder Projektion menschlicher, bzw. sozialer Gegebenheiten auf Natur¹.

Ein Grund für diese Vermutung liegt in der faszinierenden Verwandtschaft folgender Worte: Zeit, Demos (Volk) und Thing (Versammlung).

Zeit, germanisch „zit“ (Tide und time) lässt sich auf den indogermanischen Stamm „dei“ oder „di“ zurückführen, derselbe wie in Demos, Volk, und Thing, Versammlung. Solche Versammlungen nahmen ursprünglich vielfältige Aufgaben wahr, nämlich politische Entscheidung, aber auch diejenigen heutiger Gerichte, und letztlich auch die Verteilung, Abtrennung und Zuteilung (gr. , selber Stamm wie oben) von Land und später auch von Beute.

Diese Zusammenkünfte – das heißt „zusammen anwesend sein“ - mussten nicht nur zeitlich festgesetzt werden, sondern sie waren zugleich bedeutende soziale Ereignisse, die als Zeitmarken, ähnlich den Grenzsteinen als Landmarken, dienten.

¹ Beispiele dafür findet man zahllose, etwa wenn von „Ameisenstaaten“ gesprochen wird oder von Naturgesetzen. Ameisen kennen keine Staaten und die Natur keine Gesetze.

„Dingen“ als Zeitwort hat gleichfalls vielfältige Bedeutungen, die von Vertrag machen, in Dienst nehmen, prozessieren, eine Versammlungen abhalten, verhandeln bis feilschen oder vermachen, reichen.

Zeit ist offenbar zuerst „soziale Zeit“, das heißt, ein Ereignis von allgemeiner Bedeutung, wie die Schlichtung von Streitfällen oder das Treffen politischer Entscheidungen und die Verteilung von Gütern und Ressourcen. Zeit heißt soziales „Handeln“, nicht zufällig bezeichnen wir jene Worte, die Handlungen ausdrücken, als „Zeitworte“.

Wie der Verweis auf die Versammlung - d.h., das geteilte „anwesend Sein“ -, ein soziales Ereignis, deutlich macht, steht jene Zeit² des Things am Anfang einer Abfolge von Handlungen, die eben nicht einsam, sondern gemeinsam geleistet werden und notwendig daher ein Gewebe bilden und eine Textur haben.

Am Anfang gemeinsamer Handlungen stehen Ver-handlungen, die in Verträgen durch Verträge münden, häufig Übereinkünfte über die Zuteilungen von Produktionsmitteln beinhalten und denen dann Tätigkeiten der Produktion und Reproduktion folgen, um schließlich zu neuerlicher Verteilung der Produkte zu führen. Dieser Lauf der Dinge mag gelegentlich auch zu einem nicht zufriedenstellenden Ergebnis führen, zu „Händeln“, die eine neuerliche „cosa“, einen Fall, für ein Thing³ darstellen. Wie man sehen kann auch im sozialen Bereich handelt es sich um eine zyklische Wiederkehr von Ereignissen.

Zeit ist also zunächst „dingen“, ein Geflecht von Handlungen mit einer spezifischen, wenn auch nicht notwendig einfachen Textur.

Diesem Gewebe von Handlungen steht dann ein Anderes begleitend zur Seite. Eines, das erst das Dingen ermöglicht, indem es die Ver-handlung be-dingt, das „nominare“ und „accusare“ gestattet. Jenes Andere ist das Geflecht von Zeichenströmen, die zwischen den handelnden Personen getauscht werden.

Dieser Strom von hin und her geschobenen Bedeutungen ist allerdings zunächst im Alltag nicht sehr bedeutend, bedeutend wird er erst im „Thing“⁴.

Wir wissen, dass in eng geknüpften sozialen Netzen der Fluß der Rede zunächst kein Strom, sondern eher ein kleines Rinnsal ist und die hohe Kunst des Ausdrucks sich vor allem um die Fähigkeit des Schweigens dreht. Diese Fähigkeit erweist sich als konstitutiv für das gemeinsame Handeln, denn eine ununterbrochene Flut von „Akkusationsverfahren“, von Missdeutungen und verhandelten Bedeutungszuweisungen wäre erfolgreichem, gemeinsamen Handeln abträglich. Die Nähe der Handelnden erzeugt „schweigendes Wissen“, das über Routinen abgearbeitet wird und nicht viele Worte braucht. Man versteht und kopiert sich handelnd - ohne interpretieren zu müssen⁵. Die Gegenwart der Handelnden erspart eben die Fragen nach dem Sinn, der wurde bereits verhandelt und steht fest. Gesellschaftlich bedeutsam wird der Fluß der Rede erst in jenem Fall, wo das Thing über Fälle tagt⁶. Man könnte sagen die Zeit des „Thing“ ist zugleich die Zeit der Zeichen und der Interpretationen.

² Es ist im übrigen erwähnenswert, dass „tempus“ - lateinisch „Zeit“ - wovon sich z.B. „Tempo“ herleitet, aus dem selben Wortstamm ableitet und mit „Tempel“ – dem abgegrenzten und heiligen Ort der Versammlung – in Beziehung steht. Dies verweist unmittelbar auf das „Thing“, weil solche Versammlungen niemals ohne begleitende Rituale stattfanden.

³ Diese hier angedeuteten Handlungsabfolgen sind aber offenbar so wesentlich, dass sie in der deutschen Sprache ihre eigene Ausdrucksform gefunden haben. Wir bezeichnen diesen Sachverhalt mit lateinischen Begriffen: Nominare³, genere, dare und accusare, von denen sich die Namen für unsere grammatikalischen Fälle, casus, Gerichts- oder Anlassfall, herleiten.

⁴ Die notorische Besessenheit der Athener jedermann jederzeit zu verklagen, ist bekannt. Kaum jemand weiß jedoch, dass aus dieser spleenigen Manier zwei wesentliche Wissenschaften unter Aristoteles Führung entstanden: Logik und Rhetorik. Auch hier zeigt sich, dass der Fluß der Rede eine öffentliche Kunst ist und im Alltag keineswegs die selbe Bedeutung hat.

⁵ So kann ich die Position von J. Habermas, der die Bedeutung kommunikativen Handelns in der Lebenswelt hervorstreicht, nicht nachvollziehen.

⁶ „Tagen“ bedeutet ursprünglich selbst bereits „verhandeln“, wobei zu beachten ist, dass der „Tag“ ursprünglich nicht irgendein Tag war, sondern der besondere, an dem eben das Thing verhandelte.

Diese ursprüngliche Bedeutung von Zeit in der Prämoderne als „Anwesen“ und von Takt als Rhythmus gemeinsamen Handelns lässt sich anhand einiger historischer Beispiele untermauern.

Höchst aufschlussreich ist dabei, dass in den germanischen Sprachen bis etwa zur ersten Hälfte des nachchristlichen Jahrtausends nur zwei Zeitformen unterschieden wurden. Das ist natürlich auch jene Zeit, in der das „Thing“ noch herausragende Bedeutung hatte.

Die beiden Zeitformen, die wir heute als „Präsens“ und als „Praeteritum“ bezeichnen, markierten eine klare Trennung, zwischen jenen die Anwesend waren - ihre Handlungen wurden mit der Präsensform ausgedrückt - und jenen, die nicht mehr anwesend waren, die Ahnen und die mythischen Helden⁷. Ihre Handlungen wurden mit dem Praeteritum ausgedrückt, dessen Reste wir als Imperfekt bezeichnen. Die Rede von ihren vergangenen Handlungen wurden in Form von heroischen Geschichten und Gesängen bei besonderen Anlässen vorgetragen. Das Praeteritum ist somit gleichzeitig eine Form von Sakralsprache, die nicht allein die Vergangenheit der geschilderten Ereignisse zum Ausdruck bringt, sondern auch den nötigen Respekt vor den Ahnen. Es ist demnach die Sprache eines Rituals.

Solche Rituale verwoben mit Erzählungen vom Heldenleben der Ahnen sind umfassender, als nur eine eigene eigenwillige Sprachform zu sein. Diese Rituale erneuern und bekräftigen das soziale Band. Sie wurden häufig in Form von Gesänge vorgetragen, waren kollektiv und besaßen somit auch einen Takt.

Damit, wie auch mit den sie begleitenden Tänzen, wurde ein „kollektiver Körper“ erzeugt, der im gleichen Schritt und Rhythmus eine überindividuelle Präsenz erlangte. Solche Verfahren zur Herstellung eines kollektiven Körpers durch Gesänge und Tanz berührten und rührten zugleich. Sie fanden als soziale Technik allerdings nicht nur bei rituellen Anlässen Anwendung, sondern auch in anderen Fällen, bei denen es wichtig war, einen kollektiven Körper herzustellen, etwa bei Schlachten oder auch bei Arbeiten, wie der Ernte, die in Gruppen vorgenommen werden mussten, letztlich auch dort, wo es darum ging, Verträglichkeit über Verträge herzustellen, eben im Thing und bei Spielen⁸ oder anlässlich von Märkten.

Zeit so betrachtet zeigt somit zweierlei Charakteristika. Sie ist Gegenwart, das heißt Anwesen, im Gegensatz zum nicht anwesend sein. Und sie ist darüber hinaus Takt, weil Gegenwart stets „Geselligkeit“ oder „Sozietät“ beinhaltet.

Gegenwart und Takt kann man zwar nicht als Synonyme, aber zumindest doch als Komplemente betrachten. „Takt“ leitet sich von „tangere“ her und bedeutet „berühren“, ein Handeln, das ohne Anwesenheit nicht vollziehbar ist. Gleichzeitig verstehen wir aber unter Takt auch ein bestimmtes, geteiltes Zeitmaß, das die Weise eines Handlungsablaufs vorgibt. Diese Weise beinhaltet nicht nur den zeitlichen „Rhythmus“, sondern auch eine Form, den Modus des Umgangs der sich durch Anstand und Rücksichtnahme, d.h. Takt auszeichnet.

Ich möchte zunächst zusammenfassen, was das von mir vorgeschlagene Verständnis von Zeit beinhaltet.

⁷ Für unsere Thematik ist es dabei nicht ohne Bedeutung, dass Zeit früher einmal nur in zwei Formen untergliedert wurde, nämlich die Zeit der anwesenden Lebenden, die als Präsens der Präsenz undifferenziert verstanden wurde und dann noch die Zeit der Vorfahren. Erst ab der zweiten Hälfte des Jahrtausends traten offenbar Umstände auf, die es notwendig erscheinen ließen auch ein Perfekt der Präsenz - also der Lebenden - in Unterscheidung zur Vergangenheit der Vorfahren zum Ausdruck zu bringen. Noch später freilich wurde dann sogar eine Zukunft der Lebenden als bedenkenswert und diskussionswürdig erachtet.

⁸ Die großen Erzählungen, die vorwiegend gemeinsam gespielt und durchlebt wurden, wandelten sich irgendwann von der Darstellung zur Vorstellung. Die Gruppe zerfiel in Handelnde und Zuschauer, so entstand das Theater. In Griechenland kennen wir den ungefähren Zeitpunkt. Er liegt etwa im 6. vorchristlichen Jhd., bei den Germanen mit Sicherheit wesentlich später.

Dieser neue Zugang stellt wohletablierte Vorstellungen von Raum und Zeit, die noch unlängst etwa im Sinn Descartes' als physikalisch vorgegebene, unhinterfragbare Variablen gehandelt wurden in Frage:

Zeit ist aus dieser Sicht ein gesellschaftlich entwickeltes Organisationskonzept, das zunächst keine Entsprechung in der Natur⁹ hat.

Zeit war, soweit wir das Konzept zurückverfolgen können, immer eine Art und Weise, soziale Handlungen zueinander in Bezug zu setzen.

Nichts macht diesen Umstand deutlicher als jene frühen und öffentlichen „Uhren“, die bereits in der Antike existierten, – bekanntes Beispiel ist der sogenannte „Turm der Winde“ auf der Agora von Athen – und die, ähnlich wie die kirchlichen Räderuhren in Europa, die sozialen Konstellationen durch das Erscheinen von Götter- oder Heiligenfiguren verdeutlichten. Sie waren Modelle von einer sozialen Welt und nicht umgekehrt Modelle von der Natur. Sie brachten die Qualitäten der Zeit zum Vorschein und nicht die schiere Quantität, wie heute. Zeit vor der Moderne - nennen wir diese Epoche einfach „Prämoderne“ - war eine Abfolge von Qualitäten sozialen Handelns.

Zeit ist auch die Bezeichnung für jenes „schweigende - nicht sprachlich codierte - Wissen“, dessen Inhalt unausgesprochen das „Jonglieren“ sozialen Handelns ermöglicht, selbst aber sprachlich unartikulierte bleibt. Daher handelt es sich, wie wir aus den Diskussionen um Artificial Intelligence wissen, genau um jenes Wissen von Handlungen, welches sich so schlecht in Sprache und Algorithmen übertragen lässt – Handlungen, wie Geige spielen oder mit Bällen jonglieren - und Handlungsabläufe, die keiner tayloristischen Planung unterworfen und bis ins letzte Detail vorprogrammiert wurden.

Handeln ist eben Tun.

Augustinus' Unfähigkeit rührt daher und genauso Wittgensteins Feststellung, dass man über das Mystische schweigen müsse. Schweigendes Wissen ist Wissen um komplexes Handeln. Zeit ist der sequentielle, wesentliche Bestandteil dieses Tuns.

⁹ Alle Versuche solche Entsprechungen herzustellen sind bemühte Projektionen sozialer Organisations- und Orientierungskonzepte in die Natur. Die scheinbare Zeitlichkeit der Planetenbewegungen etwa sind kein zeitliches Phänomen. Sonne und Mond haben keine Übereinkünfte getroffen, kein „timing“ und keinen Termin vereinbart, sie revoltieren von einander unabhängig und desinteressiert. Sie wollen voneinander nichts.

(2)MODERNE

Wir betreten die Moderne, sehen wir, wie Zeit plötzlich knapp wird. Alle Ökonomie wird nun eine Ökonomie der Zeit (Marx), denn Zeit ist Geld geworden (B. Franklin, in M. Weber, S.33.).

Die prämoderne, ausgedehnte Gegenwart der Lebenden wird aufgerieben zwischen einer Vergangenheit der Anwesenden – ich betone: Nicht der Verstorbenen und Helden - und ihrer eigenen Zukunft. Auch sprachlich zeigt sich dies in der Erfindung eines Perfekt Präsens und einer Zukunft des Wollens, Sollens und Müssens.

Die Moderne ist die Zeit des „Jetzt“, wobei dieses „jetzt“ immer kürzer wird, immer mehr gegen Null konvergiert.

Angesichts dieses Zeitraffers muss ich - und will ich - Ihnen diese neue Qualität der Zeit, die nicht mehr Qualität, sondern schiere Quantität ist, in eben solcher geraffter Form präsentieren. Um einige wesentliche Charakterista der Moderne, der Epoche der dem Augenblick verschriebenen Präsenz, aufzuzeigen, wähle ich der Kürze wegen den Befindlichkeitsbericht eines Zeitzeugen, Adalbert v. Chamisso.

In jener schon eingangs erwähnten, wundersamen Geschichte des Peter Schlemihl zeigen sich in meinen Augen für diese gerade im Entstehen begriffene Ära der Moderne höchst repräsentative, neue Qualitäten des Lebens.

In Kürze die wesentliche Stationen des Geschehens:

Schlemihl verkauft, da er sich in finanziellen Nöten befindet, einem Fremden seinen Schatten. Die Gegenleistung des Magiers besteht aus einem Sack, aus dem er unbegrenzt beliebig viele Goldstücke entnehmen kann. Nach Abschluss des Geschäfts, das Schlemihl zum reichsten Mann macht, löst der Fremde Schlemihls Schatten sorgfältig vom Boden und steckt ihn in seine weiten Taschen.

Schlemihl lebt von diesem Tag an in Luxus und ohne Sorge, allerdings hält dieser Zustand nur solange, e bis eines Tages ein Kind auf den seltsamen Mangel hinweist, dass Schlemihl keinen Schatten hat.

Diese merkwürdige Andersartigkeit bewirkt, dass sich die Menschen von ihm zurückziehen und Schlemihl trotz seines Vermögens einsam und unglücklich wird. Um diesem Mangel zu entgehen, wird Schlemihl - aus der Sicht anderer - zu einem merkwürdigen Eigenbrödlar, der nur in der Nacht ausgeht, sich nie in der Sonne zeigt, etc.

Obwohl er einen vertrauten Diener hat, der ihn abschirmt und beschützt, lässt sich sein Mangel auf Dauer nicht verbergen. Das ist für ihn umso leidvoller als er dadurch auch seine Chance eine Geliebte zu ehelichen, aufs Spiel setzt. In diesem Augenblick taucht der Fremde wieder auf und bietet ihm seinen Schatten wieder an, diesmal um den Preis eines faustischen Paktes. Er soll seine Seele an den Teufel verkaufen. Doch Schlemihl schlägt diesen Pakt aus. Er verliert seine Braut und zugleich sein Ansehen in der Bevölkerung. Er flieht bei Nacht und Nebel, allerdings noch immer mit seinem stattlichem Beutel ausgestattet.

Der Weg führt ihn durch unwegsames Gebiet und wieder erscheint der seltsame Fremde und wiederholt sein Angebot. Da Schlemihl auch diesmal nicht zustimmt, bietet ihm der Fremde an, jeder Zeit zu seinen Diensten zu stehen, sobald er sich zu dem Handel durchgerungen hätte. Schlemihl bräuchte nur mit dem Beutel zu klingeln, so wäre der Magier zur Stelle. In dieser Situation nimmt Schlemihl den Beutel und wirft ihn in hohem Bogen in eine tiefe Schlucht, um sich solcherart endgültig von dem Fremden loszureißen.

Nun besitzt er weder einen Schatten noch das nötige Geld. Fast mittellos erreicht er eines Tages einen Markt, wo er sich um wenig Geld bereits gebrauchte Stiefel kauft. Mit diesen Stiefeln macht er allerdings seltsame Erfahrungen, bis er bemerkt, dass es sich um Siebenmeilenstiefel handelt. Da er nun in Windeseile jeden Ort verlassen oder besuchen kann, ist ihm sein fehlender Schatten nicht mehr länger ein Problem.

Auch die finanzielle Malaise lässt sich mit diesen Stiefeln regeln. So kommt es, dass Schlemihl die ganze Welt bereist, jederzeit überall und nirgends sein kann und folglich auch keine sozialen Bindungen, außer zu einem Hund, mehr braucht. Das, was ihn in Hinkunft bewegt und umtreibt ist die Liebe zur Wissenschaft. Er wird Forscher und Sammler, ganz im Sinn und Stil jener Aristokraten, die die Royal Society in London begründeten.

Die mit dem Schatten verlorene Bindung an den Boden – und somit an eine menschliche Gemeinschaft – wird durch Bindungen an Sachen, Bücher und Zeichen ersetzt. Die Steigerung der Mobilität wird um den Preis der Einsamkeit erkaufte.

Allerdings ist Schlehmls Weggang von seinem, ihm in Treue ergebenen Diener und seiner früheren Braut nicht einfach der Vergessenheit anheim gestellt worden. Sie schaffen mit den zurückgelassenen Mitteln eine Stiftung für mittellose Kranke.

Da Schlemihl selbst auf einer seiner Reisen in die Arktis erkrankt und nur mit Mühe in gemäßigte Zonen gelangt, kommt er selbst in den Genuss dieser wohltätigen Fürsorge. Dabei erlebt er, wie sein Platz im Er-innern seiner Lieben durch eine Marmortafel, auf der in goldenen Lettern sein Name prangt, präsent gehalten wird.

Schlemihl, alt geworden, ist tief gerührt, doch bleibt er unerkannt und gibt sich auch nicht zu erkennen. Stattdessen verlässt er das Hospiz unter Hinterlassung eines Zettels, auf dem er seinen Freunden mitteilt, dass es Schlemihl gut ergehe. (S.111)

Schlemihl kehrt zu seiner Einsiedlerhöhle in Ägypten zurück, wo ihn sein Pudel sehnsüchtig erwartet.

Interpretation:

Schlemihl ist nicht nur ein Repräsentant von A. v. Chamisso selbst, sondern ein Vertreter einer oder gleich mehrerer Generationen. Ihre Erfahrungen lassen sich vielleicht in folgender Weise zusammenfassen:

* Das Ablösen des Schattens vom Boden symbolisiert das Loslösen von der Scholle und das Herauslösen aus einer bodenständigen Gemeinschaft.

Diese Erfahrungen machten viele aufgrund eines beachtlichen Bevölkerungswachstums, einer damit einhergehenden Urbanisierung und Landflucht, sowie der zunehmenden Industrialisierung.

* Individualisierung entsteht aus dieser Entfremdung. Deren Mangel an Affekt und Emotionalität fördert das Interesse an der Natur und damit eine wissenschaftliche, objektivierende, distanzierende Lebenseinstellung. Liebe gilt ab nun dem Hund.

Der dominante Umgang mit Fremden produziert, verstärkt und ersetzt spezifische Verhaltensweisen und Institutionen. Dazu zählen: Eine bestimmte Form von Rationalität¹⁰ – M. Weber bezeichnet sie als „Zweckrationalität“ -, die Pflege einer wissenschaftlichen Einstellung, die Betonung einer Subjekt orientierten Weltsicht und die Förderung von Individualität etwa in Schulen, der Zerfall religiöser Weltbilder und Ritualen, sowie parallel dazu die Universalisierung von Werten und Handlungsanleitungen.

¹⁰ Ohne nun auf eine Diskussion über unterschiedliche Auffassungen von „Rationalität“ eingehen zu wollen, sei doch festgehalten, dass auch diese Einstellungen mit dem Leitbild der Uhr in enger Beziehung stehen.

* Zeit wurde von Anwesen zu Geld, denn Gegenwart wurde nun bezahlt.

Zeit wurde zu einer Abfolge von Anwesen und Abwesen diese neue Einstellung zur Zeit als messbare Quantität irgendwann in den Großbetrieben und auf den Großbaustellen der Renaissance begonnen hat. Von dort weiß man, dass Tagelöhner beschäftigt wurden und diese nach der Länge ihrer Anwesenheit entlohnt wurden. Die Länge ihrer Anwesenheit wurde mit Hilfe der Turmuhren gemessen.

Das stellte einen wesentlichen Unterschied zur traditionellen Vorgehensweise in den Handwerken dar. Nicht nur wurden bei den Handwerksbetrieben Mitarbeiter in den Haushalt aufgenommen und bildeten das, was als das „gesamte Haus“ bezeichnet wurde, sondern Zeitgeber in diesem Kontext war der Hausvater, der bestimmte, wann und wie lange gearbeitet wurde. Entlohnung fand dabei nicht nach der Dauer der Arbeitszeit statt. Mit dem Wandel von einer umfassenden Anwesenheit und Integration in eine Hausgemeinschaft zu partikulärer Anwesenheit wurde die Quantität der Zeit bedeutend, weil ja der Wandel der Qualität innerhalb des Hauses gar nicht mehr miterlebt werden konnte.

Es fällt auf, dass sich im Zuge dessen Zeit von einer Abfolge von Qualitäten zu einer Folge von Quantitäten verformt.

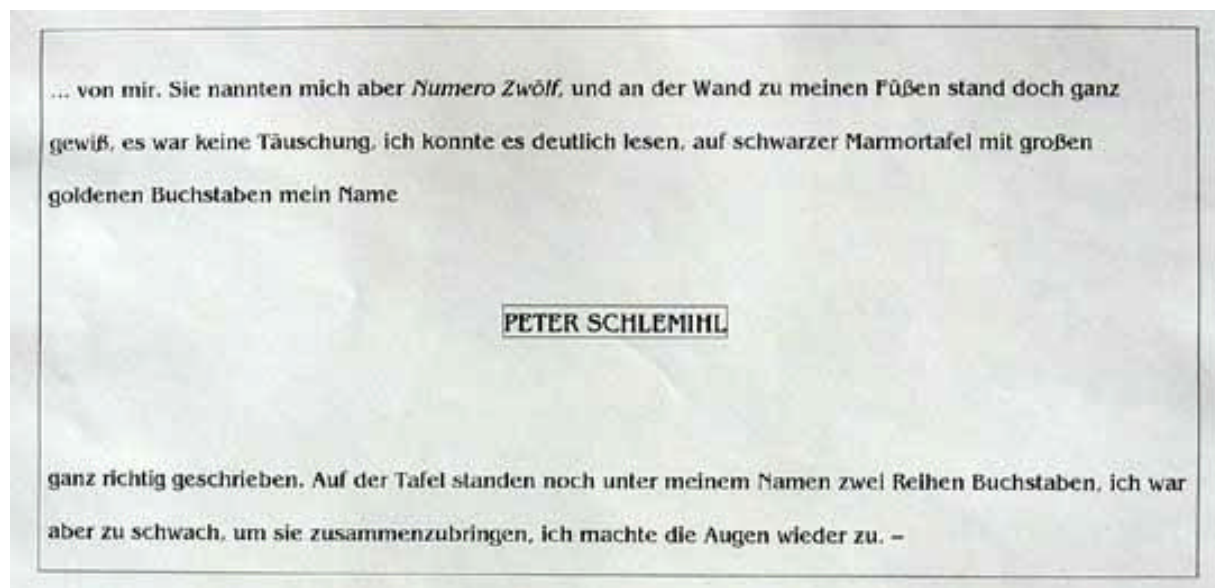
Als jedoch die Werkstätten selbst räumlich aus dem ganzen Haus ausgelagert wurden - das passierte vor allem an der Wende des 18. zum 19. Jhdt. - wurde die Trennung von Arbeitszeit und Freizeit zu einem weitverbreiteten Phänomen und Zeit und Geld mehr oder weniger gleichgesetzt.

Mit dieser Freisetzung entstand eben ein neuer Lebensmodus, der Modus der Moderne. Die Folge von Anwesen und Abwesenheit bestimmten nun den Takt und dieser wurde durch die Uhr geregelt.

* Mobilität verhindert Anwesenheit, d.h. Gegenwart. Mobilität wird zu einer neuen Lebensform, zu einer eigenen „Kultur“.

Charakteristische Eigenschaften dieser Kultur sind die Betonung von individueller Unabhängigkeit und Freiheit, Selbstdisziplin und damit Beherrschung von Emotionen, Distanziertheit, Vernunft und egozentrische Nutzensabwägung.

* Abwesenheit verlangt nach platzhaltenden Repräsentanten bei den Zurückgebliebenen. Die schwarze Marmortafel im Fall von Schlemihl.



Allgemein hat das eine wachsende Zahl von Zeichen zur Folge.
Diese neuen Entwicklungen waren also von einigen wenig bedachten Folgen begleitet.

Einerseits schafft die andauernde Abwesenheit von Personen, die einer bestimmten Gemeinschaft angehören, innerhalb dieser schmerzhaften Lücken, die behandelt werden müssen. Das geschah zunächst in archaisch traditioneller Weise dadurch, dass die Lücken durch „Platzhalter“ gefüllt wurden, die stellvertretend anwesend waren, ohne dem ursprünglichen Okkupanten den Platz streitig zu machen.

Diese Rolle wurde bestimmten Dingen zugedacht, eine Aufgabe keinesfalls neu oder besonders originell war. Amulette, getauschte Ringe etc. veranschaulichen dies. Das Neue entstand erst aus der massenhaften Verbreitung dieser Praktiken durch die anwachsende soziale Mobilität. Die damit einhergehende soziale „Entwurzelung“ erzeugte u.a. eine steigende Nachfrage nach Bildern.

Die Entwicklung der Fotografie fällt z.B. in diese Zeit und keineswegs zufällig. Die Nachfrage nach preiswerten Bildern explodierte im Gefolge dieser zunehmenden Mobilität. Die Triebfeder war dabei der Wunsch die unübersehbaren Löcher im sozialen Gewebe, durch die archaische Methode zu flicken, Abwesende durch stellvertretende Anwesenheit von emotionsgeladenen Dingen zu re-präsentieren¹¹.

Wobei es vielleicht hilfreich ist festzuhalten, dass Re-präsentation die Wiederherstellung der Präsenz des Präsens ist.

* Anwesenheit unter Fremden verlangt gleichfalls nach Zeichen, weitere Repräsentanten für Anwesenheit. Wir bezeichnen sie als Mode und Ansehen.

Solches Ansehen versucht sich Schlemihl zunächst durch großzügige Geschenke und Feste zu verschaffen.

Doch allgemeiner gilt, dass man muss Zeichen setzen, um wahrgenommen zu werden, denn Anwesend sein allein genügt nicht als Fremder unter Fremden. So kommt es, dass die Zeichen zum alles bestimmenden Modus der Moderne wurden. Diese Zeichen schaffen keine Nähe, sondern Distanz, sie sind aber Marken des Gegenwärtigseins. Diese neue Situation verlangt nach neuen Modi des Verhaltens. Diese Modi werden als „Mode“ bezeichnet.

Die zwifache Bedeutung des Begriffs „Moderne“ wird damit ebenfalls deutlich. „Mode“ bedeutet: Der gegenwärtige, ja augenblickliche Modus. Sie ist die Kunst, sich binnen eines Augenblicks in einer Umgebung von Fremden Gegenwärtigkeit - wahrgenommen zu werden - zu verschaffen.

Fassen wir diesen Abschnitt zusammen, so stellen wir für die Moderne als Charakteristika fest:

Die Präsenz wird zunehmend zur symbolhaften Re-präsentation. Die an und für sich schon unbedeutend gewordene Gegenwart schmilzt damit im platzhaltenden Zeichen weiter dahin. Diese Art durchgängiger Repräsentation wird zum Markenzeichen der Moderne¹².

Mit dieser Entwicklung schwoll die Flut der Zeichen¹³, die zur Koordination nötig waren, sowie deren Bedeutungen exponentiell. Die schiere Menge dieser Zeichen zerstreute aber zugleich den Sinn der damit erzeugten Texte. Die Beziehungen zum Bezeichneten wurden zunehmend unklar. Verbindliche Interpretationen existierten nicht mehr, sie scheiterten an

¹¹ Die Entwicklung von Postsystemen und das gesteigerte Interesse an Fernmeldetechniken verdanken sich dem selben Umstand. Ich erinnere nur an die zahllosen romantischen Lieder und Verse in denen der Postillion eine nicht unwesentliche Rolle spielt. Radio und Fernsehen, Morse und Telefon, Auto und Eisenbahn verdanken ihre rasante Verbreitung dieser sich ändernden Sozialstruktur, der Zerschlagung der „Gegenwart im Anwesen“.

¹² . Sie erscheint etwa im staatlichen Bereich als „repräsentative Demokratie“ oder in der Literatur im Topos des „Doppelgängers“.

¹³ Das ist auch der Hintergrund dafür, warum die letzte Phase dieser Epoche seit einiger Zeit auch als „Informationsgesellschaft“ bezeichnet wird.

der Komplexität der jeweiligen Situationen und am „Verschwinden des Thing“ als konsensbildende Institution.

Die Betonung von Subjektivität und Individualität lässt die Bedeutung von gemeinschaftsbildenden Ritualen schwinden, auch deshalb, weil

diese neue Form der Kommunikation über sprachliche Zeichen in schriftlicher, visueller oder akustischer Form ausschließlich und bezeichnender Weise die sogenannten „Fernsinne“ anspricht.

Die Nahsinne und deren Sinnlichkeit liegen seither brach. Schweigende Gegenwart und anwesende Nähe verschwanden. Zeit als schweigendes Wissen löste sich auf und damit ging eine strukturierende Abfolge von Qualitäten - Zeiten des Schweigens und Zeiten des Redens - verloren. Es muss nun alles ausgesprochen werden.

(3) POSTMODERNE

Die Auflösung der Gegenwart begann offenbar bereits mit der Moderne, doch erst die Vollendung dieser Entwicklung charakterisiert die Postmoderne.

Als zusammenfassender Aufriss sei Folgendes festgehalten:

Obwohl es offenbar schwer fällt den Beginn der sogenannten „Postmoderne“ historisch festzulegen, lassen sich Entwicklungstendenzen feststellen, die myzelartig wuchernd um sich greifen und, ähnlich wie BSE, Arten befallen, die bislang als voneinander unabhängig und unbeeinflussbar betrachtet wurden. Auffallend scheint dabei, dass die frühesten Befunde, die im Makrobereich der Weltökonomie und Nationalstaaten ihre Diagnosen trafen, rasch und häufig voneinander unabhängig durch supplementäre Befunde in anderen Bereichen gestützt wurden.

Wesentlich für meine Darstellung zeigen sich neue Muster sozialer Organisation. Im Bereich der Wirtschaft ist nicht nur von „Post-Fordismus“, „Flexibler Organisation, fraktaler Fabrik“ u.ä. bezeichnet werden.

Kennzeichen dieser Entwicklung ist die massenhafte Auslagerung von Arbeitern aus dem Produktionsbereich und deren Ersetzen durch Roboter, die drastische Verringerung des mittleren Managements durch die sogenannte „Verflachung“ der Hierarchien. Für Menschen ergibt sich daraus nicht nur die Auflösung, bzw. weitere Mediatisierung des sozialen Geflechts und dessen Substitution durch Zeichensysteme, was gleichbedeutend ist mit Zunahme der Repräsentation, sondern letztlich auch der Verlust von Orientierung und Weisung. Dies nötigt u.a. zu neuen Interpretationen und zu Fragen nach deren Sinn¹⁴.

Interaktionen werden nun dem unmittelbaren „Zugriff“ entzogen und abstrakt. Die im Zuge der Globalisierungen sich zwangsläufig ergebende, weitere Steigerung der Mobilität von Menschen und Dingen entwurzelt beide. Ch. Taylor diagnostiziert als Folge einen um sich greifenden Verlust sozialer Zugehörigkeit, der sich als Identitätsverlust manifestiert.

Die Gegenwart des Anwesens verschwindet nicht mehr nur in der Kürze des Augenblicks zugunsten der Anwesenheit von Zeichen, sondern zur Gänze in der Virtualität¹⁵. Neuere soziologische Arbeiten, die sich mit Internet-Cafes befassen, unterscheiden inzwischen nicht nur verschiedene Arten von Gegenwart, wobei „abwesende Präsenz, Tele-Präsenz und Nicht-Präsenz“ dazu zählen, sondern konstatieren u.a., dass selbst bei physischer Anwesenheit im selben Raum, die einzige Form sozialer Präsenz „Bildschirm-Präsenz“ ist.

Es liegt daher nahe, die Gesamtheit dieser Wandlungen als ein zusammenhängendes Gewebe einer Zeit zu betrachten, wobei die neue Befindlichkeit und Sensibilität, die Tendenz zur Auflösung des Sozialen und der Betonung des Individuellen, die Suche nach Sinn und

¹⁴ Dieser Verlust von Sinn macht sich durch eine intensiviertere Suche nach Sinn in einer wachsenden Nachfrage nach neuen Religionen und Sekten deutlich bemerkbar.

Diese Erkenntnis der Abhängigkeit jeglichen Sinns von sozialen Kontakten vertrat im übrigen bereits Sokrates, der sich weigerte seine Lehren dem abstrakten Medium der Schrift anzuvertrauen, weil ihm die Weisung des Lehrers beim Akt der Interpretation durch den Schüler unersetzbar schien. Interpretation war ihm eben noch eine kollektive Leistung, nicht eine subjektive.

¹⁵ Gepaart damit lässt sich als Reaktion auf die Wirtschaftskrise der siebziger Jahre ein massiver Schwund an Nachfrage nach materiellen Gütern und ein verstärkter **Sog zu den immateriellen Gütern** der Finanzmärkte registrieren.

Dieselbe Entwicklung darf gleichzeitig nicht unabhängig von der dominant werdenden Nachfrage nach den immateriellen Gütern der Software-Industrien und nach symbolischen Produkten gesehen werden, die die sogenannte „Gentrification“ – früher hätte man das als „conspicuous consumption“, „demonstrativen Konsum“ bezeichnet – förderten.

Bedeutungen, die Faszination eines wiederzuentdeckenden, menschlichen Körpers¹⁶, sowie die Derrida'sche Abgehobenheit der Zeichen¹⁷ von realen Bezügen wesentliche Indikatoren der Textur dieses Gewebes ausmachen. Das Zeichen schiebt, wie Derrida meint, die (oder vielleicht besser das) Präsenz auf, die dadurch zum Re-Präsenz wird. Das Zeichen ist die abwesende Gegenwart. Diese neue „Gegenwart“ bedeutet dann zwangsläufig nur mehr Zeitgleichheit, Synchronizität¹⁸, nicht mehr hingegen „an-wesend sein, zugegen sein“. In dieses Gewebe der Zeit ist Zeit selbst als bestimmendes Muster eingewoben¹⁹. „Post-Moderne“ ist eine Epoche ohne Maß, Art und Takt und ohne Gegenwart. Sie ist eben nicht mehr modern, jetzzeitig, und sie kennt daher auch keine Mode mehr. Man könnte, Paul Feyerabend paraphrasierend, sagen: „Anything goes.“

Zusammenfassung:

Es hat sich während dieser Entwicklung unbemerkt und nahezu selbstverständlich die Vor- oder Darstellung von „Gegenwart“ gleichfalls verändert. Der Wechsel von „Anwesen“ zur „Synchronizität“²⁰ bewirkte, dass der fehlende Anwesende zum virtuellen Zeitgenossen mutierte, mit dem man nun per Internet Zeichen tauscht. Diese Zeichen simulieren Sinn und Sinnlichkeit und sollen, noch ganz im Modus der Moderne, über die „Fernsinne“ einverleibt²¹ werden, obwohl deren Sinn nicht nahe liegt.

Dieser „Nach-Zeit“ ist allerdings nicht nur die Gegenwart abhanden gekommen, sondern damit auch das verbindende, soziale Band, das Maßband, das Ordnung und Orientierung erst möglich werden lässt.

C. Taylor verweist mit Nachdruck auf den Zusammenhang zwischen dem Wahrnehmen einer eigenen Identität und der Existenz eines Orientierungswissen. Zu dieser, auch moralischen Orientierungsfähigkeit führt das Bewusstsein einer sozialen Zugehörigkeit, das jedoch zugleich mit der Gegenwart zunehmend in Verlust geraten ist.

¹⁶ Diese Suche nach Sinn und die Faszination am Körper sind als Ausdruck eines Mangels, bzw. einer Deprivation zu verstehen.

¹⁷ In Übereinstimmung mit dem Gesagten und im Unterschied zu früheren Theorien der Semiotik, die das Zeichen als „Substitution“ von dem verstanden haben, was bezeichnet wurde – das Zeichen re-präsentierte also etwas, was nicht anwesend ist – betrachtet Derrida das Zeichen als etwas, was den Moment hinausschiebt an dem man der bezeichneten Sache selbst begegnen könnte.

¹⁸ Der englische Ausdruck „contemporary“, „Zeitgenosse“ machten diesen Umstand vielleicht deutlicher.

¹⁹ Dieser mehrdimensionalen Struktur folgen z.B. auch die sogenannten „Zeitromane“. Beispielgebend ist dafür etwa T. Manns „Zauberberg“. In diesem wird nicht nur die Befindlichkeit einer spezifischen historischen Epoche dargestellt und in diesem Zusammenhang auch ausführlich über Zeit philosophiert, sondern die Struktur des Romans ist selbst so angelegt, dass die einzelnen Kapitel zunehmend „länger“ werden, das bedeutet, Zeit mit der voranschreitenden Verinnerlichung des Helden Castor langsamer fließt.

²⁰ „Synchronizität“ liegt im Schwange der Relativitätstheorie genau dann vor, wenn ein Zeichen von einem fernen Sender beim Empfänger eingetroffen ist. Der Eintritt dieses Ereignisses etabliert die Gleichzeitigkeit des Erlebens, egal wie viel Zeit inzwischen während der Übertragung vergangen sein mag. Dabei ist festzuhalten, dass dieser letzte Satz falsch ist, weil die Zeit quasi mit dem Signal mitreist, das Signal also die Gegenwart repräsentiert.

²¹ Es werden zum Beispiel „Kuss-Maschinen“ entwickelt, mit denen man telematisch Küsse versendet. Dazu werden zwei Modelle von Lippen verwendet, eines beim Sender, das andere beim Empfänger. Küsst der Sender sein Modell, so beginnen die Lippen des anderen beim Empfänger zu leuchten.

(4) DAS GEWEBE UND DIE BEHÜTETE HAUT

Es scheint, dass das Bezeichnende der Postmoderne ihre mangelnde Nähe und damit fehlende Gegenwart ist. M. Castells (1996) konstatiert gleichfalls diesen Umstand bereits in seinem Prologue, wenn er schreibt

„...a sense of solitude experienced as existential and inescapable, built into the structure of the world ...Totally isolated, the self seems irretrievably lost to itself.(M. Castells, Vol.1, S. 23)

U. Beck und viele andere stimmen zu.

Ch. Taylor fordert als Quintessenz seiner historischen Analyse der „Entstehung der neuzeitlichen Identität“ eine intensiviertere Hinwendung zur Schaffung

„eine(r) menschliche(n) Umwelt mit stärkerer Resonanz und Zugehörigkeits- beziehungen“ (C.Taylor, 1994, S.886)

Wird einerseits die Postmoderne, wie oben angedeutet, als eine Epoche der Isolation und gestörter Zugehörigkeit betrachtet, die mit einem merkbaren Verlust an Orientierungsfähigkeit und Sinnverlust einhergeht, obwohl wahre Zeichenlawinen jederzeit die unterschiedlichsten Kontakte simulieren, so wird andererseits daraus zu schließen sein, dass weder die anwesende Abwesenheit von einer Vielzahl Aufmerksamkeit heischender Fremder, noch die abwesende Anwesenheit mittels Telestimulierungen der Fernsinne jene Resonanz erzeugen können, die für Zugehörigkeit wesentlich ist.

Das zuvor erwähnte, neue Interesse am Körper, in dem soziale Bezüge einverleibt werden, scheint mir nun etwas sehr Wesentliches zu signalisieren.

Soziales hängt wesentlich von räumlicher Nähe oder Distanziertheit ab. P. Hall (1966) hat in seinen Untersuchungen verschiedene räumliche Zonen in Hinblick auf Distanz vom Körper unterschieden, wobei diese kulturspezifisch in Hinblick auf Entfernung variieren. Doch unabhängig davon meint er, dass sich eine intime, eine persönliche und eine soziale Zone bei zunehmender Entfernung von Körper wahrnehmen lassen, bevor man in die sogenannte „öffentliche“ Zone eintritt. Diese beginnt – zumindest für Amerikaner – jenseits von etwa 3,5 m Distanz zum Körper. Er betont, dass innerhalb der beiden ersten Zonen die Nahsinne, Berührung und Geruch, die Art der Wahrnehmung und der Beziehung bestimmen. Goffman zählt Kleidung und Haut zu den „persönlichen Territorien“, die den Kern des persönlichen Raums markieren.

Wenn aber Taylor über den Mangel an „Resonanz“ räsoniert, dann bringt er dies mit Mobilität, und damit Ferne in Zusammenhang. Bedenkt man gleichzeitig die auch bereits erwähnte Bedeutung von Rhythmus, Gesang und Tanz, sowie etwas allgemeiner von Ritualen, dann wird deutlich, wie sehr soziale Gefühle der Zusammengehörigkeit über die Nahsinne hergestellt werden.

V. Turner verweist u.a. darauf, welche Bedeutung für die Wirksamkeit aller Rituale die Beteiligung sämtlicher Sinne hat. Es sind aber die Rituale – wie M. Douglas, Turner u.a. nicht müde werden zu betonen – die die Bestätigung einer sozialen Ordnung und damit Orientierung liefern. Sie dienen, nach Turner, der Bewältigung und Vermeidung sozialer und individueller Konflikte. Spannungen, ja individuelle Erkrankungen, aber auch jene Verunsicherungen, die im Lauf der biografischen Entfaltung wiederholte Male Verunsicherungen – wie etwa in der Adoleszenz – erzeugen, können damit bewältigt und gelindert werden.

Doch Rituale verlangen zu ihrer erfolgreichen Durchführung Nähe und diese ist nicht über die Fernsinne, sondern nur über die Nahsinne zu vermitteln. Wir aber leben in der Postmoderne, die Mobilität notorisch steigert und meint, die Ferne mit Hilfe von Internet, Television und

Telephonie überbrücken zu können. Es gelingt zwar technisch, doch den sozialen Zusammenhalt, der Orientierung und Sinn verleiht, vermittelt sie damit nicht.

Nicht zufällig spricht man allerdings heute bereits wieder von der „Wiederentdeckung der Nähe“. Diese Wiederentdeckung der Nähe ist zunächst noch nicht viel mehr als ein zaghaftes Abkehren von den Zerstreuungen der Fernreisen, erste Versuche die gigantische Mobilität einzugrenzen. Nicht, heute Manhattan und morgen Berlin, sondern heute Manhattan macht keinen Sinn, könnte zunächst der noch zaghafte Slogan lauten.

Nun wäre es zweifellos voreilig und möglicherweise sogar naiv zu meinen, dass diese Tendenzen zum Nahekommen binnen kurzer Zeit in ihrer ganzen Dimension zu verwirklichen wären. Die überhitzte und noch weiter zunehmende Mobilität ist mit Gewissheit nicht von heute auf morgen, auch nicht von dieser bis zur nächsten Dekade einzudämmen. Nicht anders als der Wechsel von der Moderne zur Postmoderne graduell und allmählich stattfand und ein Jahrhundert oder mehr in Anspruch nahm, so auch in diesem Fall.

Wir werden nicht umhin kommen, Kompromisse zu suchen und einzugehen. Solche bezeichne ich nicht ohne Hintergedanken als „Wechselbälge“, als Mediatoren in einer Zeit des Wechsels und Überganges, bis sich die Gegenwart, und damit Zeit, wieder völlig zurückerobert lässt.

Was mag also am Weg in diese wiederzugewinnende Gegenwart liegen?
Ich sprach zuvor gerade von „Wechselbälgen.“ Was will ich damit andeuten?

Die Zeit der Texte²² ist eine Zeit der Zerstreuung. Sinn, wenn er noch nicht ganz verdampft ist, bleibt subjektiv, unbestätigt, einsam arbiträr. Die Zeit der Texte bleibt eine Zeit der Ferne und der unbegriffenen Fremde.

Doch „Text“ ist mehr, als das, was der Begriff gemeinhin vordergründig abzudecken scheint. Ein Text ist ein Gewebe, etwas - was wie der lateinische Ursprung „*texere*“ „*weben*“ ja deutlich macht - verflochten oder verknüpft wurde. Texte können genauso aus Bildern oder Handlungen produziert werden und damit Zeit zeugen und zerstören²³.

Der Verlust der Gegenwart, bzw. ihre Transformation zur Synchronizität, brachte jene oft konstatierte abendländische Fixierung auf die Fernsinne mit sich - und wie wir sehen mit guten Grund. Unvermeidbar verknüpft ist damit die Verdrängung und Entwertung der Nahsinne, die offenbar nicht mehr gebraucht und somit überflüssig wurden. Geruch und Berührung wurden mit Scham belegt und hinter Desodorants und Mieder vergraben. Sinnlichkeit wurde abgetötet und die damit erzeugten Sehnsüchte auf die Frage nach dem Sinn - all dessen - umgelegt und gleichfalls textualisiert. Zeitgleich fand allerdings - quasi in einem anderen Raum - in der Kunst der Romantik die Zelebrierung des Verlorenen statt.

²² Die Moderne ist die Zeit der Texte. Man könnte argumentieren, dass die allgemeine Schulpflicht und das Alphabetentum, das ja mit dem Beginn der Moderne zur verpflichtenden Regel erhoben wurde, als Grundlage und Symbol für den Anbruch der Zeit der Ferne verstanden werden kann.

²³ Es gilt zumindest, etwa in der anthropologischen Tradition von C. Geertz, das solche Texte auch „gelesen“ und irgendwie verstanden werden. Es handelt sich also um Gewebe, wobei diese zugleich auch Zeitgewebe sind, d.h. Zeit konstituieren.

Die Gewebe, die aus Zeichen geflochten werden, weisen dabei Eigenschaften auf, die andere Gewebe nicht besitzen. Mit ihrer Hilfe lässt sich Zeit zertrümmern und zerstreuen. Diese Kunst wurde vor allem in Filmen und Romanen in hohem Maß entwickelt. In solchen Erzählungen ist es üblich Vergangenes nach der Zukunft zu platzieren, Zukunft vor dem Gegenwärtigen, was im Geflecht von Handlungen nicht möglich ist. Zumindest habe ich noch keinen Fall erlebt, wo ein Gebäude errichtet wurde bevor die Grundfesten stehen, das Fell des Bären verteilt wird, bevor der Bär erlegt wurde. Solche Dinge lassen sich zwar erzählen und ausdenken, doch das bedeutet noch lange nicht, dass im tatsächlichen Herstellen solche Pläne realisiert werden.

Es gilt heute diese Ferne zu überwinden und die Fremde fassbar zu machen. Ein erster Schritt könnte sein, Ferne selbst - sozusagen in einer doppelten Negation - zu transzendieren, die verlorene Haptik nicht durch Teletext, sondern durch Teletaktik zu kompensieren.

Wohlgemerkt, das mag nur ein erster, zaghafter Schritt sein. Aber es könnte ein Schritt in die richtige Richtung sein, nämlich zurück in die verlorene Gegenwart. Die Postpostmoderne wird zwar kaum die Negation der Postmoderne oder deren apokalyptische Auslöschung sein. Sie wird eine neue Gegenwärtigkeit, ein anderes Anwesen, bringen und damit neue Formen der Nähe.

Ich vermute, dass diese Nähe vorerst erduldet werden muss, dass eine Welt, die hautnah wirkt, Befürchtungen und Ängste erzeugen wird, weil die Haut ja jene erste oder letzte behütende Hut bildet, die jedes Vermitteln, jede Interpretation, ausschließt. Diese vorderste Hut wird von anderen Texturen nach außen geschützt den Hüten und Hütten, dem Haus und dem deckenden Dach, die alle zunehmende Dichte erzeugen.

Der Haut am nächsten befindet sich aber das Textil, jenes Gewebe, das sie unmittelbar berührt, tangiert. Textil benötigt keine Interpretation, es wirkt unvermittelt, indem es Berührung und Sinnlichkeit abwehrt, ist es das notwendige Supplement der gegenwartslosen Zeit.

Wer immer Gegenwart und Anwesen zurück erlangen will, kann entweder versuchen die gesellschaftlichen Strukturen zu ändern, die die Pflege der Fernsinne und deren Ideologisierung und Materialisierung in den Teletechnologien bewirkten, oder den umgekehrten Weg einzuschlagen versuchen, nämlich den Wall der Textilien zu wenden, jenes Gewand herzustellen, das ich als Wechselbälge bezeichnet habe.

Diese Wende wird das monopolistische Primat der Television und der Telephonie durchkreuzen, indem es nicht Teletext, sondern taktile Wechselwirkungen ermöglicht, somit die Unmittelbarkeit der Nähe ohne Interpretation ermöglicht. Die Nähe könnte dann Ferne durchstehen.

Solche Textilien sind heute technisch möglich, allerdings noch nicht her-gestellt. Hier sehe ich Aufgaben für innovative Projekte wie Co-Lab eines ist. Mit einer solchen Methode, denke ich, lässt sich die Gegenwart wiedergewinnen und damit der Takt und die verloren gegangene Zeit.

Damit kann ich die im Titel dieses Referats begonnene Aussage des Erdgeistes in Goethes Faust zu Ende führen:

„So schaff’ ich am sausenden Webstuhl der Zeit
Und wirke der Gottheit lebendiges Kleid“
J.W. v. Goethe, Faust, 1. Teil

Anzumerken wäre, dass aus der Perspektive der Religionssoziologie Gott und die Gesellschaft ident sind.

Ich bin allerdings nicht naiv genug zu meinen, dass solche Praxis sich nicht auch in ihr Gegenteil verwandeln ließe. Natürlich besteht die Chance, dass das taktile Textil dicht gemacht wird. Es ist nicht denkunmöglich, dass einmal mehr Auto-poesis, selbstreferenzielles Dichten und Er-dichten²⁴, als Ausdruck der dominanten Ideologie der subjekt- und mobilitätsfixierten Moderne und Postmoderne, daraus einen Kokon erzeugt, die Schleusen dicht macht. Hier wird es sich nicht vermeiden lassen auf der Hut zu sein, u.zw. indem die Hütte offen gehalten wird, sodass das anvisierte „Thing“ nicht wieder zum „Ding an sich“ verkommt.

²⁴ „Poiein“ ist Griechisch und bedeutet „dichten, machen, schaffen“. Es findet sich in „Poesie“ wieder.

Manfred E. A. Schmutzer
TU Wien

Daher meine ich, dass solche Wechselbälge nicht als Ziel verstanden, sondern am sausen- den Webstuhl der Zeit als Band geflochten werden sollten, das hin zu einer neuen Gegenwart führt. In dieser sollte es möglich sein, aufeinander zuzugehen ohne vermittelnde Hüllen. Es müsste eine Zeit werden, wo die Hüllen und die Vorhänge fallen.